

Erscheint jeden Donnerstag im Umfange von wenigstens 1 Bogen.

Abonnement mit Zustellung ins Haus:

Ganzjährig 6 fl. — kr.

Halbjährig 3 „ — „

Vierteljährig 1 „ 80 „

Für Rabbiner, Prediger, und Lehrer:

Ganzjährig 4 fl. — kr.

Halbjährig 2 „ — „

Vierteljährig 1 „ 80 „

Ungarisch-jüdische Wochenschrift.

Organ für Gemeinde, Schule und Haus.

Herausgegeben von

Dr. M. Kayserling und Dr. S. Kohn.

Inserate und Annoncen aller Art:
Die Pettigelle oder deren Raum 5 kr. wrl.
Stempelgebühr.

Beiträge und Korrespondenzen zu abres-
siren an einen der Redakteur.

Inserate, Geselbendungen und Reclama-
tionen an die Administration:
Kunosty und Réthy

Pest, Waignerstraße Nr. 9.

Pränumerationen, Inserate, Rezensionsexemplare so wie Beiträge aller Art, namentlich aus dem **Auslande**, befördert die Buchhandlung der **Gebrüder Rosenberg** in **Pest, Universitätsgasse Nr. 2.**

Inhalt.

Leitartikel: Die Preshorgane der ungarischen Orthodogie. — Anthropologisches über die Juden. — Reb Gillel Lesh und Pio nono. Eine Parallele. — Korrespondenzen und Nachrichten. Inland: Pest, West, Neupest, Arad, Breisstadt. W. Ausland: Berlin, Rom, Rußland. Feuilleton: Der Schatten. Erzählung von Ed. Kuffe. (Fortsetzung). Lokalkatistif. Briefkasten der Redaktion und Administration. Berichtigung. Inserate.

„Die Preshorgane der ungarischen Orthodogie.“

Wir sind schon wiederholt und von den verschiedensten Seiten interpellirt worden, weshalb wir für die Angriffe und Verdächtigungen der Schomre=hadath=Organe nie ein Wort der Abwehr haben. Man hat uns auf offenbare Unwahrheiten, auf Wort= und Sinnverdrehtungen, auf Schimpf und Verleumdung hingewiesen, von denen fast jede Nummer dieser Blätter stroht; man hat uns Entgegnungen, Widerlegungen, Schußschriften und direkte Angriffe gegen sie eingeschickt; wir aber ließen alle diese Einsendungen in den Papierkorb wandern und schwiegen. Wir haben mit den Preshorganen der Schomre=hadath nicht nur nicht polemisiert, wir haben sogar die Namen derselben in unserem Blatte sorgfältig gemieden. Noch mehr! Wir konnten unseren Korrespondenten privatim wiederholt die Versicherung geben, daß uns die beiden jetzigen Schomre=hadath=Organe noch nie zu Gesicht gekommen sind, eine Versicherung, die wir unseren Lesern noch heute mit gutem Gewissen wiederholen können. Was wir von ihnen wissen, haben wir den Andeutungen unserer gesch. Korrespondenten und Mitarbeiter entnommen und aus unserer Bekanntschaft mit dem früheren Organe der Schomre=hadath geschlossen. Wir wußten, daß der „Magyar Zsidó“ nur den Namen gewechselt hatte, das Redaktionspersonal aber ganz das alte geblieben sei, daß sich nur hinter einige Pseudonyme steckte. Was wir aber von Soldschreibern zu erwarten hätten, die sich, trotz ihrer entgegengesetzten Ansichten und nichts weniger als „gesetretuen“ Lebenswandel, den Schomre=hadath verschrieben haben — das war uns von früher iattjam bekannt. Was erst von dem ganz neuen „jüdisch=deutschen“ Schomre=hadath=Blatte zu erwarten sei, das für jene ganz rohen Massen berechnet ist, die noch nicht einmal deutsch lesen können — das konnten

wir uns so ziemlich vorstellen, wenn wir auch gestehen müssen, daß dieses Blatt, an dem, allem Anschein nach nichts jüdisch ist als die Typen, unsere weitgehendsten Erwartungen in dieser Beziehung noch weit zu übertreffen scheint.

Daß wir uns mit solchen Blättern nun und nimmermehr einlassen können, war uns von vorne herein klar. Unter unseren Freunden und Gesinnungsgenossen aber gab und giebt es noch Viele, die dieses unser Vorgehen nicht gutheißen möchten. Man hat uns Mangel an Energie, ein vornehmes Herabsehen auf einen vielleicht verächtlichen, aber keinesweges zu verachtenden Gegner vorgeworfen; ja, man hat uns mitunter sogar der Gleichgültigkeit geziehen. Wir haben die Vorwürfe hingenommen und geschwiegen, indem wir es der Zeit überließen, unser Vorgehen zu rechtfertigen. Diese Zeit ist früher gekommen, als wir selber es erwarteten. „Allzuscharf macht schartig“; die Blätter der Schomre=hadath fangen an, selbst den Orthodoxen „allzuscharf“ zu werden. Wir wollen, um möglichst objektiv zu bleiben, den Sachverhalt nach ausländischen jüdischen Blättern, also nach solchen bringen, die zu unseren spezifisch ungarisch=jüdischen Bewegungen eine mehr oder minder unparteiische Stellung einnehmen. Die in Breslau erscheinende „Israelitische Wochenschrift“ bespricht in ihrer Nummer vom 24. v. M. unter der Ueberschrift „Abgabebriefe“ die Zurechtweisungen, welche die Organe der Schomre=hadath ob ihrer maßlosen Leidenschaftlichkeit von Seiten der deutschen Orthodogie zu erfahren hatten, und schicken wir zum bessern Verständnisse des Folgenden nur noch voraus, daß die „jüdische Presse,“ ein in Berlin erscheinendes strengorthodoxes Blatt ist, welches, wenn wir nicht irren, den Bestrebungen des Hrn. Dr. Hildesheimer nicht ferne steht. Die „Israel. Wochenschr.“ schreibt:

„Die „jüdische Presse“ hatte die ungarischen Schomre=hadath aufgefordert, mit der Irreligiosität und der Reformsucht nicht zugleich Kultur und Bildung zu bekämpfen, denn, „Frömmigkeit ohne harmonische Ausbildung aller Geisteskräfte, ohne universales Wissen sei heut zu Tage ein Ding der Unmöglichkeit“ — es sei daher ihre Aufgabe, Schulen zu gründen, welche Religion und echte Bildung vereinen u. s. w. Das ist freilich dasjenige, was schon in den Sprüchen der Väter verlangt wird, was alle die gefeierten Geisteshelden des jüdischen Mittelalters unablässig gefordert, ja mitunter übermäßig betont haben, was den Lebens-

athem und Stolz des Judenthums bildet. Aber in der slavischen Nothheit der letzten Jahrhunderte war dies Streben erstickt — die Tradition war abgebrochen — Grund genug für das „Traditionelle Judenthum“, eine wuthschraubende Antwort zu ertheilen. Wir denken nicht daran, unsere Spalten mit Wiedergabe einiger der Kraftstellen zu zieren, Eins genügt unsern Lesern zur Charakteristik: die Behauptung der „Jüd. Presse“ wird dahin „ausgelegt“, es könne ihr gewiß Niemand eine Anfrage über einen Gänsehals passen, der nicht gründlich Grammatik verstehe und — eine gehörige Portion Romane gelesen habe! Die „Jüd. Presse“ erklärt hierauf gemessen und richtig: „wir halten es im Interesse des orthodoxen Judenthums für gut, die . . . auf sich beruhen zu lassen, ihnen die Verantwortung für die den Gegnern in die Hand gegebene Waffe überlassend; diese unsererseits zu verschärfen, könnten wir nicht verantworten.“

Die „Jüd. Presse“ erkennt somit an, daß die Presbore der Schomre-hadath durch ihr Vorgehen den Gegnern Waffen in die Hand gibt; doch hält sie es, aus Parteidisziplin, für gut, die Schmähungen der Schomre-hadath schweigend hinzunehmen.

Offener ist das Vorgehen des Mainzer „Israelit.“ Dieses Blatt ist bekanntlich das verbreitetste Organ der Orthodogie in Deutschland. Die Stellung, welche es zu den jüngsten Bewegungen innerhalb der ungarischen Judentheit nahm, war ihm demnach von vorne herein vorgezeichnet. Von der, wie wir gelegentlich nachzuweisen gedenken, irrigen Voraussetzung ausgehend, deutliche und ungarische Orthodogie, oder besser deutische Orthodogie und ungarisches „Schomre-hadaththum“ seien identisch, hat er von Anfang an gegen den Kongreß Front gemacht und sich auf Seite unserer Glaubenswächter gestellt. Wenn wir ihm dabei auch gerade nicht nachsagen können, es habe die Sache immer mit Glacé-Handschuhen angefaßt, und sei mit den ihm mißliebigen Personen allzuglimplich verfahren; so müssen wir doch gestehen, daß es im Ganzen in einer Weise gekämpft habe, der man Anstand und einen gewissen würdigen Ernst nicht absprechen kann, wenn man berücksichtigt, daß es ungarische Verhältnisse und Personalien von dem etwas allzufernen Mainz aus, also nur selten richtig beurtheilte. Dieses orthodoxe Blatt nun bringt in seiner Nummer vom 10. v. M. einen leitenden Artikel, „die Presbore der ungarischen Orthodogie“, in welchem es „im Interesse der guten Sache, im Interesse des orthodoxen Judenthums“ „ein ernstes Wort der Mahnung“ an seine Brüder in Ungarn richtet, und zwar bezüglich ihrer orthodoxen Organe.

„Der Kampf „à outrance“ „bis auf's Messer“, ist die Tendenz dieser beiden Zeitschriften, und wir würden sie deshalb nur beloben“ (?) schreibt der Stimmführer der deutschen Orthodogie, „wenn nicht die Kampfeslust zur Leidenschaft würde, wenn sie nicht den Franzosen nachahmten, die sich, nachdem der Krieg gegen Deutschland beendet, untereinander zerfleischten. Der „Israelit“ beklagt die „bissige Polemik“ dieser Journale gegen Hrn. Dr. Holländer, den Redakteur der streng orthodoxen „Jüd. Presse.“ „Zugegeben Hr. D. H. hat geirrt, was aber berechtigt das Trad. Judenth. sogleich mit Mitraillenusen gegen denselben zu Felde zu ziehen, ihn „einen falschen Propheten zu nennen, ihn „wahnwichtig originell“ zu heißen, ihm Schuld zu geben, daß er unsere Alten nicht allein für „beschränkt“, sondern auch für „nicht fromm“ ausgeben wolle — Dinge, die zu behaupten Hrn. Dr. H. nicht im Entferntesten in den Sinn gekommen? Aber Hr. Dr. H. ist einmal dem Borne des Tr. Judenth. verfallen, es darf uns daher nicht verwundern, wenn es ihn an die Seite von „Laffen“ stellt, „welche ihre Bildung aus schlüpferigen Romanen geschöpft“, wenn es ihm als „ein kleines Bis-

markchen“ lächerlich zu machen strebt, wenn schließlich sogar der „Sephat-Emeth-Verein“ in Berlin herbeigezogen und Herrn Dr. H. seinem Mitredacteur, Herrn Dr. Enoch in Fulda, dem man die Verantwortlichkeit gegen den himmlischen Richter zu Herzen führt, denuncirt wird.

Und nun fragen wir: Ist das die richtige Art und Weise, wie man gegen Gesinnungsgenossen kämpft, deren Ansichten in allen Cardinalpunkten dieselben sind und nur in manchem Nebenächlichem variiren? Wahrlich, durch solches Vorgehen kann das „Trad. Judenth.“ der guten Sache, für die es doch einsteht, nur schaden.“

Der „Israelit“ hat Recht; das ist entschieden nicht die „richtige Art und Weise“ wie man kämpft. Nur glauben wir, daß man so nicht nur „gegen Gesinnungsgenossen“, sondern überhaupt nicht kämpfen darf. „Bis auf's Messer“ darf man nie kämpfen, die Kampfeslust darf nie „zur Leidenschaft“ werden, „bissige Polemiken“ dürfen anständiger Weise nie geführt werden, mit „Mitraillenusen“, zu Deutsch: „grobes Geschütz“, darf man nie sogleich zu Felde ziehen; Dinge behaupten, die dem Angegriffenen „nicht im Entferntesten in den Sinn gekommen sind“, bleibt, gelinde gesagt, eine Ungezogenheit, ob man sich nun dieselbe gegen Gesinnungsgenossen erlaubt oder nicht. Seinen Gegner einen „Laffen“ nennen, der — als Redacteur eines strengorthodoxen Blattes — seine Bildung „aus schlüpferigen Romanen geschöpft“ haben soll, ist eine Kampfweise, der sich eben nur Organe unserer Schomre-hadath bedienen können.

Der „Israelit“ fährt aber noch weiter fort:

„Viel schlimmer aber als das Erwähnte ist die Polemik der genannten Zeitschrift gegen die Männer in Wien, welche mit so viel Kraft, Energie und Klugheit den daselbst projectirten, in das Judenthum tief einschneidenden Reformen entgegengearbeitet haben. Sollte man es für möglich halten, Herr Rabbiner Spigler“) mußte directe und versteckte Angriffe erdulden, weil er nicht die Trennung um jeden Preis proclamierte, weil er es vorzog, jene Reformen ganz zu hintertreiben, was in der That ihm und seinen Mitkämpfern unter göttlichem Beistande gelungen ist! Jedes Maas jedoch überschreiten die Angriffe jener Blätter gegen Herrn Dr. Südemann, dessen Wissen, dessen Charakter, dessen religiöse Gesinnung auf unverantwortliche Weise geschmäht und verdächtigt werden. Niemand wird uns eine besondere Vorliebe für das Breslauer Seminar oder für die aus demselben hervorgegangenen Rabbiner zum Vorwurfe machen können; als Herr Dr. S. vor einigen Jahren in Breslau einen Vortrag hielt, der uns mit den Grundätzen des wahren Judenthums nicht zu harmoniren schien, haben wir mit unserm strengen Urtheile nicht zurückgehalten. Und wenn Herr Dr. S. damals geirrt hat, ist man deshalb berechtigt, ihn mit beiden Händen zurückzustossen, ihn für ewige Zeiten als Heuchler, Ignoranten und charakterlosen Menschen zu brandmarken und das Alles, weil er sich offen gegen jene sogenannte Reform ausgesprochen, die das Judenthum in Wien, ja in ganz Oesterreich zu vernichten drohen?“

So urtheilt die orthodoxe Presse Deutschlands, die eben nur orthodox, nicht aber Schomre-hadathlich ist, über „die Presbore der ungarischen Orthodogie,“ oder richtiger der Schomre-hadath. So verfahren diese Presbore mit Männern, die Vorkämpfer des orthodoxen Judenthums sind. Selbst diese Männer werden von ihnen „auf unverantwortliche Weise geschmäht und verdächtigt,“ selbst diese werden „für ewige Zeiten als Heuchler, Ignoranten und charakterlose Menschen gebrandmarkt“ und das Alles, weil sie „nicht die Trennung um jeden Preis proklamiren,“ weil sie nicht mit derselben blinden „Leidenschaft“ und

mit denselben plumpen Waffen kämpfen wie die Goldschreiber der Schomre-ha=dath. Wie diese Herren nun erst gegen jene polemifiren mögen, die sie als „aus dem Verbanne des Sudenthumes ausgetreten,“ als „Neologen“ und „Sektierer“ bezeichnen; das können wir uns recht lebhaft vorstellen. Die „Flegel,“ „Wengel,“ „Lumpen“ und „Esel“ mit denen „Magyar Zsidó“ selig um sich warf, sind uns noch frisch im Gedächtniß, und das jegige Organ der Schomre-ha=dath fiel bald ganz in den Ton des „Magy. Zsidó“ zurück, wie die „Jr. Wochenchr.“ bemerkt.

Wir scheuen die Polemik nicht; aber es müßte eine ehrliche und anständig sein, die mit Beweisgründen, nicht mit Pflastersteinen kämpft, die sich mit dem Gegner auseinandersetzen, ihn überzeugen oder widerlegen, nicht aber beschimpfen, verleumdern und in den Koth zerren will. Wir scheuen die Polemik nicht, aber es müßten Gegner sein, bei denen wir wenigstens ein Fünkchen sittlichen Ernst und Überzeugungstreue voraussetzen könnten. In eine Raßbalgerei mit den Pressorganen der Schomre-ha=dath können und werden wir uns nimmermehr einlassen. Die Herren stehen auf einem Terrain, das uns zu unsauber ist, als daß wir ihnen dahin folgen könnten; sie kämpfen mit Waffen, die zu unehrlich sind, als daß wir uns ihrer je bedienen könnten. Sie haben vor uns den Vortheil voraus, den jeder ungezogene Mensch hat, der einen ordentlichen Menschen auf offener Gasse gröblich beschimpft. Dieser wird mit Jenem dort und in der Weise den Kampf nicht aufnehmen, sondern mit stillschweigender Verachtung seines Bezuges weiter gehen. Das anständige Publikum wird wissen, daß auch er eine Handvoll Sassenkoth aufheben und auf seinen Gegner zurückschleudern könnte, es wird aber begreifen, weshalb er es nicht thut.

So viel ein für allemal! Und auch das nur deshalb, weil wir deutsche Blätter reden lassen konnten. Die Pressorgane der „Schomre-ha=dath“ werden von uns nach wie vor ungelesen und unberücksichtigt bleiben. Scheint es doch, daß selbst die eigenen Leser derselben sich schon voll Ekel von ihnen abwenden; wenigstens versichert der „Israelit,“ daß „schon aus der Mitte der ungarisch-jüdischen Orthodoxie Stimmen laut geworden, welche in diesen Organen selbst das „Säbelgerassel“ derselben tabelten.

— n.

Anthropologisches über die Juden.

Ich weiß nicht, ob unsere Glaubensgenossen in früheren Jahrzehenden einer längeren Lebensdauer theilhaftig zu sein pflegten als in unserer Zeit; es wäre mir auch nicht bekannt gewesen, daß die Lebensdauer der Judenmenschen eine kürzere ist als die ihrer andersgläubigen Mitmenschen, hätte mich nicht ein Aufsatz im „Journal of Anthropology“, Juli 1870. p. 97 ff. auf diese Erscheinung aufmerksam gemacht. Obwohl ich die Wahrheit des in diesem Aufsätze Gesagten mannigfach zu bezweifeln Lust hätte, will ich an diesem Orte dennoch denselben gedenken, da, so viel ich weiß, die jüdische Presse von demselben bisher keine Notiz genommen. Er ist von Sir Duncan Gibb verfaßt und betitelt sich: „A Cause of diminished longevity among the Jews.“ Der Verf. bemerkt gleich am Anfang seines Aufsatze, daß sich die Erfahrungen, auf welcher die Resultate seiner Untersuchung fußen, nur auf die Juden Englands beziehen. „Jeder“ — sagt Sir Gibb — der Gelegenheit hat mit Juden zu verkehren, wird an ihnen dasjenige bemerken, was die französischen Gelehrten mit dem Ausdrucke *congostions dos* *sangs* zu bezeichnen pflegen. Es wird nun eine Charakteristik der jüdischen Physiognomie vorgenommen, aus welcher diese Wahrnehmung gefolgert wird, eine Beschreibung, die ich für meinen Theil nicht gerne auf mich beziehen möchte, und die der größte Theil ihrer Leser allerdings

mit gewisser Entrüstung von sich weisen müßte. Es ist möglich, daß dieselbe vom Scheitel bis zur Zehe — natürlich den Weg über die jüdische „Nase“ nehmend — auf die Juden Englands paßt, welche sich schon insofern von allen andern Glaubensgenossen unterscheiden, als sie außer einem Lande noch einen „Wasserrabbiner“ haben, eine Erscheinung, die mich gar manchmal an die „Merbischofe“ in des Johannes Prätorius „Anthropodemos plutorius“ erinnert, und die der Verf. unter den Kennzeichen der englischen Juden mit aufzuzählen wahrscheinlich vergessen hat. Aus allen den aufgezählten Symptomen folgert der Verf., daß die Juden einer physiologischen Kategorie angehören, die er „Sanguineo oleaginous expression“ nennt. Wir wären also „Blutölsüchtige“ Kreaturen. Langlebigkeit, sagt der Verf., pflegt bei solchen „Blutölsüchtigen“ selten vorzukommen. Was trägt aber außer diesem Naturübel noch zur Verkürzung der Lebenszeit der Juden bei? Diejenigen unserer Leser, die eine gewisse Vorliebe für Fische haben, werden erschrecken, wenn sie erfahren, daß sie mit der Befriedigung ihrer Fischliebhaberei nichts weniger ausüben, als eine Vergiftung ihrer selbst. Aber noch ist zu helfen! Nur fish cooked in oil (in Del gekochte Fische) — nach dem Verf. eine Lieblingspeise englischer Juden — verkürzt das Leben — sanguineo oleaginous — der Menschen, und er rath den Juden ganz ernstlich, bei ihrem „blutöligem“ Temperamente nicht zu viel „salbungsvolle Wasserthiere“ zu genießen, denn sonst könnte sich „engender a condition which assuredly shortens life“.

J. Gr.

Reb Hillel Lesch und Pio nono.

Eine Parallele.

Neben den Männern, die als Führer und Vorkämpfer dastehen in dem Geisteskampfe, den unsere Zeit für Freiheit und gegen schädliche Bevormundung kämpft, gibt es wieder Andere, die durch ihre hervorragende Wirksamkeit im Dunkeln und für Dunkelheit einer traurigen Berühmtheit sich erfreuen. Zu den Letzteren zählt ein Mann, der wohl allen Juden mehr oder minder bekannt sein dürfte, die im Gebiete der Stefanskronen, so wie in Galizien und in der Bukovina wohnen; wir meinen Reb Hillel Lesch, den „heiligen Rebben“ der Chasidim, früher in Szikso in Ungarn, jetzt Gott Lob! schon in Kolomea. Es ist dies ein glorienscheinumstrahlter Name, bei dessen bloßer Nennung schon dem rechtgläubigen Chasid eine verzückte Augenverdrehung eine eben solche Naturnothwendigkeit ist, wie die Erweiterung der Nasenflügel beim Niesen, oder wie das behäbige Schmunzeln beim Leeren des Schnapses, den der Chasid um so fleißiger trinkt, weil er ihn aus Prinzip trinkt und durch ihn die religiöse Wärme und Begeisterung wecken und heben will, was er „Hithlohawuth“ nennt. Dieser „Rebben“ ist ein so feuerfester Zelote, ein so würdiger Ritter des Ordens für Finsterniß und Verdummung und ein so trauriges lebendiges Denkmal von unserer Zeiten Schande, daß er die Aufmerksamkeit unwillkürlich auf sich zieht. Und sonderbar, wie die Extreme sich berühren! So Viele den „heiligen“ Reb Hillel auch kennen mögen, so Wenigen wird wohl noch die Aehnlichkeit zwischen seinen äußeren Lebensverhältnissen und denen des nun depossedirten Papstes aufgefallen sein — und doch ist sie vorhanden.

Reb Hillel hat in der That an seinen Handlangern seine vollständige Jesuiten-Legion, an seinem Pefak-Beth-Din seine Zwingsburg von Anathemen, Thesen und Canones, in seinem „Lew-Dwri“ seinen Sillasbus, der in der Wissenschaft und im Aufgeben des Sargons den Verfall des Sudenthumes beklagt; aber außer den Höllestrafen noch andere

originelle in potto hat, z. B. das Eingießen geschmolzenen Goldes in die Röhren der Prediger.

Ja, Reb Hillel hat noch vor dem Konzil das Attribut der Unfehlbarkeit für sich in Anspruch genommen und gebührt ihm hierin die Priorität; nur daß das Dogma seiner Unfehlbarkeit unter den Chasidim keinen Döllinger gefunden hat. Der Papst wird beinahe geräuschlos seiner Souveränität entäußert und verliert in Rom seine alte Hauptstadt, und Kolomea hört jetzt ebenfalls auf die Residenz der Hierarchie en miniatur, der Sitz des „heiligen Rebbe“ zu sein. Man spricht noch immer davon, dem Papste irgendwo eine neue, ruhige Residenz zu verschaffen, und gerade jetzt spukt in einem Dorfe der Umgebung ein Gespenstertag, der erste seiner Art, wo man angelegentlich Rath hält, um dem hehren Meister irgendwo ein heiliges Nijl zu errichten, womöglich in irgend einer tiefgelegenen Ebene, wohin die reine Bergeluft nicht dringt, auf daß sich von dort ein Thurm erhebe, von dessen Spitze man so leicht in den chasidäischen Himmel fährt. Der Papst bekörmt eine Biwilliste, Reb Hillel von seinen Getreuen ebenfalls. Seine „Quittsch“ und „Ameoth“ (Amulette), die gegen schlechte Geschäfte, Unfruchtbarkeit und gegen alle mögliche Krankheiten helfen, sind allerdings nicht halbwegs so rentabel als die Peterspfennige, aber sie entsprechen ihnen ganz und gar, und gewiß dürfte auch manche kleinlaute schüchterne Weigerung, manches unschuldige Käufers sich hervorwagen, bevor die endliche Annahme des „Quittsch“-Geldes ad majorem dei gloriam erfolgt.

Sein Segen ist für seine Anhänger eben so kostbar und wirksam, wie der apostolische für den gläubigen Katholiken, nur daß ihn Reb Hillel nicht ohne das übliche „Benzschgeld“ gibt; unterläßt man dieses seinem „Schammes“ einzuhändigen, verliert der sonst unfehlbare Segen seine Kraft. Zum Papste wallfahrten die Gläubigen von weit und breit, zu Reb Hillel nicht minder, nur daß zu diesem nicht immer Schafe seiner Heerde laufen, sondern mitunter sogar ehrliche Orthodoxe, Fortschrittmänner und Neologen; denn, wer weiß! vielleicht kann des Rebbens Segen oder Quittel doch was nützen!

Die Parallele könnte noch viel weiter fortgesetzt werden, doch — ohou, jam satis!

Großwardein, den 14. Mai 1871. W. L.

Korrespondenzen und Nachrichten.

Island.

West, den 5. Juni. Dem hies. israel. Handwerk- und Akerebauvereine sind in den jüngsten Wochen nicht allein sehr ansehnliche Spenden zugeflossen, u. a. von Herrn Heinrich Lebay de Kistelek 200 fl., Hrn M. L. Kaniz (Wien) 100 fl.; es sind dem Vereine auch 76 neue Mitglieder mit Jahresbeiträgen von 10—2 fl. beigetreten. Fernere Subscriptionen werden bei Hrn Josef Weiß (Deatgasse Nr. 11) entgegengenommen.

N. West, 6. Juni (Korr.) An der hiesigen öffentlichen israelitischen Töchter Schule ist u. A. auch die, sowohl in sanitärer als in pädagogischer Beziehung vortheilhafteste Einrichtung getroffen worden, daß während des Sommersemesters der nachmittägige Unterricht anstatt der bisherigen Gepflogenheit von 2—4, von 3—5 Uhr stattfindet. Diese Einrichtung, welche hier übrigens auch schon in anderen öffentlichen Lehranstalten usuell geworden, verdient um so eher allenfalls nachgeahmt zu werden, als es ja ein offenes Geheimnis ist, wie wenig sich in den heißeren Monaten, überhaupt in einer Schule, deren Räume noch dazu halbwegs gut besetzt sind, ausrichten läßt. Die Abgespanntheit der Schüler und Lehrer ist da eine permanente, und kostet es dem sonst

gewissenhaftesten Jugendbildner, dem sonst aufmerksamsten Bögling eine wahrhaft herkulische Kraftanstrengung, um nicht in der Schule „heiligen Räume“ — recht sanft einzuschlummern. Das „Anregende“ eines solchen Unterrichtes dürfte schwerlich den Idealen Diesterweg's, Rehr's oder Dittes' ganz conform sein. Kömmt nun noch der Uebelstand hinzu, daß Schüler und Lehrer gleich nach eingenommenem Mittagmahl, um 2 Uhr, wo der Sonnenbrand am heißesten, sich nach der Schule begeben müssen, so ist es wahrlich kein Wunder, wenn das noch so sorgfältig gelüftete Schulzimmer sich alsbald mit verpesteter Stieluft füllt, und die armen Kindlein die Köpfe auf die Seite legen, das eine Übelckreiten fühlt, das andere sich erbricht und endlich diejenigen, welche sich noch mühsam aufrecht zu erhalten vermögen, dem Unterrichte nicht folgen. Ganz anders ist es aber, wenn die Schulzimmer durch 3—4 Stunden gelüftet werden, Schüler und Lehrer mindestens 3 Stunden lang ausruhend, sich waschen und erfrischen können, und, was die Hauptsache ist, nicht in der größten Sonnenhitze in die Schule kommen und aus derselben gehen müssen. Unter solchen Umständen läßt sich dann den Kleinen viel eher zumuthen, daß sie dem Vortrage des Lehrers mit der erforderlichen Aufmerksamkeit folgen, und ist auch von sanitärem Standpunkte aus ungleichlich weniger Nachtheil zu befürchten. Am allerbesten wäre es freilich, wenn das in den Leitartikeln der vorletzten zwei Nummern dieses geistl. Blattes Gesagte von unseren ehrsamem Gemeinden allüberall gewürdigt und anstatt des Unterrichtes die Ferienzeit auf die heißen Monate verlegt würde. Wie wir vernehmen, soll an der in Rede stehenden Mädchenhauptschule mit Beginn des nächsten Schuljahres eine fünfte Klasse eröffnet werden, ein Vorhaben, von dem wir im Interesse unserer zarten weiblichen Jugend recht herzlich wünschen müssen, daß es zur Thatfache werde!

L.—r. Neu-West, 1. Juni (Korr.) Der 30. Mai war für unsere junge jüdische Gemeinde ein wahrer Freudentag; denn er brachte uns ein Gemeindefest im schönsten Sinne des Wortes. Unser allgemein verehrter Hr. Oberrabbiner Stern führte eine Tochter unter den Trauhimmel, und bei dieser Gelegenheit zeigte sich das schöne Verhältniß zwischen Rabbiner und Gemeinde, zwischen den jüdischen und nichtjüdischen Bürgern im schönsten Lichte. Die ganze Gemeinde und viele Nichtjuden theilnahmen sich nämlich in herzlichster Weise an dem Familienfeste des Rabbiners. Nachdem Herr Oberrabbiner Stern das zahlreich versammelte Publikum, das den Tempel in allen seinen Räumen füllte, mit einer kurzen und erhebenden ungarischen Ansprache begrüßt hatte, trat der greise Oberrabbiner Fassel aus Kanizsa, der Großvater der Braut, vor den Trauhimmel, und hielt anknüpfend an die Worte „Wisse vor wem du stehst, vor dem König der Könige,“ eine längere, tiefergreifende Ansprache an das Brautpaar, welche auf alle Anwesende einen nachhaltigen Eindruck hervorbrachte. Die Kethuba hat Hr. Oberrabbiner Fassel nicht verlesen; er ließ sie vielmehr vom Bräutigam der Braut übergeben mit der Formel: $\text{הרי לך כתובתך רמחייבתי לך מדאורייתא}$. So viel ich weiß, ist das auch italienischer Minhag. Die schöne Feier, mit dem darauf folgenden frühlichen Festgelage wird uns noch lange in angenehmer Erinnerung bleiben.

Urad, den 29. Mai (Korr.) Auch hier in Urad, der ältesten Fortschrittsgemeinde Ungarns, wurde seiner Zeit mit doppeltem Eifer an der Bildung einer Schomies-*Schabath*-Gemeinde gearbeitet; es fehlte nicht an unlauteren Motiven sie ins Leben zu rufen, wohl aber an dem nervosorum sie zu erhalten; woher die Mittel nehmen zur Einrichtung einer Synagoge, zur Anschaffung einer Thorarolle u. dgl. m. ? Da kamen sie auf den Gedanken, sich an den ehemaligen Vorsteher der Urad

Gemeinde, den durch seine Wohlthätigkeit auch in weiteren Kreisen bekannten Herrn Ignaz Deutsch in Pest zu wenden. Gesagt, gethan: Sie gingen Herrn Deutsch um Hilfe an und ihrem Wunsche wurde von ihm unter der Bedingung entsprochen, daß sie mit der Gesamtgemeinde ferner in Verband bleiben. Der sogenannte Schomre-hadath-Verein besitzt nunmehr ein eigenes Betlokal, und weihte am 25. d. M. eine Thora-Rolle ein. Daß sie nicht verabsäumten, Herrn Ignaz Deutsch zu dieser Feierlichkeit in besonders freundlicher Weise einzuladen, versteht sich von selbst; überraschender ist, daß sie unsern Oberrabbiner Herrn Steinhardt mit der Bestrebe betrauten: Herr Steinhardt hielt die Einweihungsrede und der Kultusvorstand sammt den Repräsentanten wohnten der Feierlichkeit bei. Jedenfalls ist es erfreulich, daß in dieser Weise eine Ausglei- chung der Parteien erzielt worden ist, und hat Hr. Deutsch durch diese Ausöhnung sich den Dank der Gesamtgemeinde erworben.

E. Freistadt, a. W. den 4. Juni. (Korr). Schneller als das Gute, reißt das Böse heran. Die giftige Saat, von frevelhafter Hand in den Schooß unserer Gemeinde gestreut, ist üppig aufgeschossen. Die Verhältnisse verwirren sich immer mehr und nehmen nachgerade eine chaotische Gestalt an, aus der sich Alles, nur nicht Ordnung, Friede und Gedeihen entwickeln kann. Der in meinem vorigen Berichte erwähnte Beschluß unserer Gemeinde, sich weder nach den Kongreßstatuten zu organisiren, noch auch dem Schomre-hadath sich anzuschließen, war wohl eine Halbheit, schien aber immerhin im Interesse der Ruhe und Einheit unserer Gemeinde dringend geboten. Daß den frommen Herren die feierliche Proklamirung des Schulchan-Uruch als Basis der Gemeindeorganisa- tion nicht genügen, daß sie die Paragrafe des Schomre-hadath- Statutes noch höher stellen werden, als die des Schulchan-Uruch, und sich bis zu der unsinnigen Behauptung versteigen werden, daß selbst Schulchan-Uruch-Juden, wenn sie sich nicht in den allein seligmachenden Schooß der Schomre-hadath begeben, solche Juden sind, mit denen unsere soit disant „Frommen“ keinerlei Gemeinschaft pflegen dürfen — daran freilich konnte bei Fassung des damaligen Beschlusses nicht im Entferntesten gedacht werden. Es ist aber doch so gekommen, und da jeder Druck einen Gegendruck hervorbringt; so haben auch die maßlosen Agitationen der Schomre-hadath bei uns nun doch eine — Kongreß- gemeinde hervorgerufen, die aus Leuten bestehet, welche sich von vorneherein nach den Kongreßstatuten nicht konstituirten, trotzdem sie in ihnen nichts Religionsgefährliches erblickten, nur um keine Spaltung und keine Schomre-hadath-Gemeinde hervorzurufen. Nachdem aber das was vermieden werden sollte, dennoch eingetreten ist, haben sie sich jetzt zu einer Kongregemeinde konstituiert. Unsere früher so friedliche und durch Einheit blühende Gemeinde droht nun, durch die rastlosen Wähle- reien des Hrn. Eisler und Konsorten in Atome zu zerfliegen. Statt einer großen, haben wir nun drei schwache, sich gegenseitig bekämpfende Ge- meinden, eine Schomre-hadath, eine Kongreß- und eine dritte, die weder zu der Einen, noch zu der Andern zählt, und alle drei fordern in demselben Tempel gesonderte Stunden zur Abhaltung eines gesonderten Gottesdienstes, was natürlich mit dem besten Willen nicht möglich ist. Wir sind nur begierig, ob das hohe Abgeordnetenhaus jetzt vielleicht gar drei jüdische Sekten in Ungarn konstatiren wird?

A u s l a n d.

B. Berlin, den 4. Juni. (Korr). Die orthodoxe Partei hatte an die Wirksamkeit Hildesheimers große Hoffnungen geknüpft; man versprach sich von seiner Frömmigkeit und Energie sehr viel Ersprießliches für die jüd. Gemeinde. Sein Auftreten in der ersten Zeit gewann ihm auch viele Herzen. Man bekam in dem selbstjüchtigen Berlin Respekt vor

einem Manne, in dessen gastfreiem Hause jeder Fremde der besten Auf- nahme sich erfreute, der jedem Armen mit offenen Händen spendete. Aber bald zeigte sich der Pferdefuß, er machte, wie man hier zu Lande zu sagen pflegt, viel Schtus-Sachen. Es wurde eine Religions-Schule ein- gerichtet und seiner Leitung anvertraut. Er eröffnete sie damit, daß er alle Schüler einer strengen Untersuchung unterwarf, ob sie wohl „Zizis- Kantsch“ (der freundliche Leser wird sich wohl schon selber diesen preußisch- jüdischen Ausdruck erklären) tragen. Diejenigen, bei welchen dies nicht gefunden wurde, schickte Hildesheimer mit einer sehr strengen Rüge nach Hause. — Allen Schülern wurde aufgetragen, sich zwei Exemplare der Bibel anzuschaffen, eines für die häusliche Vorbereitung, das andere zum Schulgebrauch. Das letztere sollte in der Schule bleiben, damit die Kinder am Sonnabend in dem eruplosen Berlin ein Buch nicht tragen brauchten. — An einem regnerischen Sonnabend kamen die verweichlich- ten Großstadt-Kinder mit Regenschirmen in die Schule. Darüber nach- träglich Donner und Gepolter von Hildesheimer's Seite. Ueber diese Dinge lachte schadenfroh ein Theil der Berliner Juden, ein anderer schüttelte bedenklich das Haupt. Um seinen Ruhm war es schon jetzt geschehen; denn an der Geburtsstätte des „Kladderadatsch“ ist nichts lächerlicher, als lächerlich zu sein. Aber noch einmal errang er sich die Achtung nicht nur der Juden, sondern auch der Christen, als er bei Ausbruch des Krie- ges in humanster Weise der verwundeten Soldaten sich annahm. Er ging von Haus zu Haus und sammelte für die unglücklichen Opfer des blutigen Krieges. Beinahe 3000 Thaler brachte er auf diese Weise zusam- men. Die Anerkennung der Berliner erwarb sich auch Hildesheimer's biederes Weib. Sie ging von Lazareth zu Lazareth, schreckte nicht vor den vergiftenden Miasmen zurück, brachte den Verwundeten Charpie, Kleider und Erquickung. Sie wurde auch mit einem Orden decorirt. Es lag nun nahe, daß auch Hildesheimer's Wirksamkeit auf das Gebiet der Wohlthätigkeit sich erstrecken werde; denn dazu eignet er sich bei seinem freundlichen, immer opferbereiten Wesen doch am besten. Und in einer Stadt wie Berlin, hätte er genug des Guten wirken können, wenn ihn sein sanguinisches Temperament nicht auf falsche Bahnen geleitet und ihn zu unbedachten Schritten überredet hätte, wodurch er sich die Unzu- friedenheit seiner Freunde zugezogen hat. Darüber nächstens ausführlicher.

Rom. Die Presse in Rom, schreibt „Daily News,“ bietet gegen- wärtig ein eigenthümliches Schauspiel dar. Die Gewissensfreiheit, der Fortschritt der freisinnigen Ideen, der wohlbedachte und geschickt geführte Widerstand gegen klerikale und reaktionäre Einflüsse, sind fast ausschließlich durch Juden vertreten. Die wichtige Phase der italienischen Revolution, welche von der Okkupazion Roms datirt, hat in Bezug auf seine journalistische Thätigkeit viel Aehnlichkeit mit der deutschen vor 35 Jah- ren, wo der Hamburger Jude, Heinrich Heine, zuerst in der deutschen, dann in der französischen Presse, in der Bekämpfung des starren Junker- thumes und des dummen Philistertumes die Bahn brach. Dieser Kampf scheint jetzt nochmals und von geschickten Händen fortgesetzt zu werden und ähnliche bedeutende Resultate zu erzielen. Der Nestor der italienischen Journalistik, Giacomo Dina, der Herausgeber der „Opinione“ ist ein Jude. Der talentirteste Repräsentant der freisinnigen Presse hier in Rom ist ein Jude, Edward Arbib; ein anderer ihrer ausgezeichnetesten Vertreter, einer der Herausgeber der „Nuova Roma,“ Carlo Levi, ist ein Jude. Die kompetentesten Kritiker in Kunst und Literatur, Alessandro d'Ancona und Luigi Camerini, sind Juden; und die hier aufgezählten sind nur sehr wenige von den ausgezeichnetesten jüdischen Journalisten der italienischen Presse. Daß die klerikalen Blätter über die jüdischen Journalisten mit der größten Wuth herfallen, ist selbst-

verständlich. In der heutigen Nr. des „Buon Senso“ sind die mildesten Bezeichnungen an die Adresse des Redakteur der „Liberta“ Hrn. Arbib gerichtet: „unverschämter Jude“, „Schmutz“, „Vieh.“ Daß es an ähnlichen Verdächtigungen, ja geradezu an Verleumdungen und Aufgehereien gegen die Juden nicht fehlt, ist ebenso selbstverständlich.

Rußland. Die Odeßja er Judenhegen scheinen so böse Folgen haben zu wollen, daß diese sich leicht noch schlimmer gestalten können. Die Petersburger Börse-Zeitung hat in letzter Zeit nacheinander mehrere der Redaktion „Bom Don“ zugehende Briefe veröffentlicht, worin mitgeteilt wird, daß in ganz Südrussland eine Verschwörung gegen die in Städten wie auf dem Lande dort zahlreich angelegenen Juden bestehe, welche die Ermordung derselben bezwecke, und daß die Ausführung des sorgfältig vorbereiteten Mordplanes auf den ersten Pünkttag bestimmt sei. „Die Erzählung von den Thaten der Griechen und Einwohner Odeßas — heißt es in einem dieser Briefe — erweckt im südrussischen Volke und namentlich in den Kosaken wilde Inbrünfte, und man spricht von der bevorstehenden Judenmezelei wie von einer unzweifelhaften Sache. Unter Volk zeichnet sich bekanntlich nicht durch Sanftmuth des Charakters aus und man kann alles von ihm erwarten. Die Juden, welche die ihnen feindselige Stimmung merken, suchen den Ausbruch derselben dadurch zu verhüten, daß sie sich möglichst in ihren Wohnungen halten, um durch ihren Anblick das Volk nicht noch mehr zu reizen.“ Ein anderer Correspondent fährt zum Beweise der jüdisch-feindslichen Stimmung der Don'schen Kosaken folgende Thatachen an: „Ich fuhr Ende April nach Tcherkassy, wo ich zufällig einen Haufen Kosaken traf, die über die Ereignisse in Odeßja lebhaft debattirten. Der zur Wuth entflammte Haufen schrie aus voller Kehle: „Nieder mit den Juden! Sie haben keine Rechte!“ Ein Herr, der bei dieser Scene gegenwärtig war, wollte die Juden in Schutz nehmen, seine mit aller Ruhe gesprochenen Worte riefen aber einen solchen Sturm der Entrüstung hervor, daß er gezwungen war, sich an die Wand zu stemmen, um die energische Attaque der wuthentbrannten Söhne des Don auszuhalten.“ Bemerkenswerth ist, daß auch kein einziger dieser Correspondenten „Bom Don“ ein Wort der Entrüstung über die von ihm enthüllte Verschwörung gegen die Juden äußert.

Die hier ausgesprochenen Befürchtungen haben sich bis jetzt als grundlos herausgestellt. Die russischen Pünktfeiertage sind ohne die angesagten Judenverfolgungen abgelaufen. Indessen nehmen, wie Telegramme neuesten Datums berichten, die Hegereien gegen die Juden in den südrussischen Provinzen immer größere und bedrohlichere Dimensionen an, und die Lage der dortigen Juden wird mit jedem Tage unerträglicher und gefährdeter. Der russischen Regierung pflegt es doch an rücksichtsloser Energie nicht zu fehlen; wird sie wieder den Vöbel gegen die unglücklichen Juden wüthen lassen, um nachträglich, wenn es zu spät ist, Kosaken mit Wagenladungen von Ruthen und Knuten zu schicken, oder wird sie durch die in Odeßja gemachten Erfahrungen gewigigt, rechtzeitig die so dringend gebotenen Vorsichtsmaßregeln ergreifen? Wir wünschen und hoffen das Beste.

Fenilleton.

Der Schatten.

Erzählung von

Eduard Kulle.

(Fortsetzung.)

Am nächsten Morgen wiederholte sich in der Synagoge das Schauspiel des vorbergehenden Abends; dann wurde aus der Thora vorgelesen; sämtliche Anwesende wurden aufgerufen, bei verschiedenen Ehren wurde wieder der Mandar nicht vergessen. Das waren lauter fröhliche Mienen, lauter Bräutigamsgesichter, denn es traten auf nach einander der Bräutigam des Anfangs (Chosen Bereschis), der Bräutigam der Lehre (Chosen Thora) und der Bräutigam des Beschlusses (Chosen Mastir); alle waren sie voll von Sonne und Freude, nur er,

der Bräutigam der holdsten und lieblichsten Braut, der Bräutigam des geliebtesten Mädchens war ein Trauernder unter den Fröhlichen, niedergedrückt und gebeugt von der Last des — Todesgedankens.

Als man die Synagoge verließ, begab sich der „Gebbe“ (Synagogenvorsteher und Armenvater) sogleich auf das Gemeindehaus u. z. in die erste Etage. Ihm folgte der Gemeindediener mit einem Sack voll Rüffe und zwei Körben voll Aepfel. Vor dem Hause sammelte sich eine zahlreiche Volksmenge, die Kinder ganz nahe, etwas entfernter die erwachsenen Leute, auch Golde mit ihrem Bräutigam, mit ihrem Vater und den Eltern Raphael's befanden sich unter den Zuschauern, die voll Erwartung da standen. Plötzlich öffnete sich oben im ersten Stockwerke des Gemeindehauses das Fenster, und ein dichter Ruffe- und Aepfelregen fiel hernieder. Die muntere Gassenjugend warf sich mit Ungestüm auf die herabfallenden Schätze, jeder suchte den Andern bei Seite zu schieben, um selbst so viel als möglich zu erobern. Die Kinder schriekten, lärmten und tobten und schlugen sich gegenseitig die Köpfe ein. Die Zuschauer lachten und scherzten, priesen die Geschicklichkeit des Einen und spotteten über die Unbeholfenheit des Andern. Dieses Schauspiel währte ungefähr eine gut gemessene Viertelstunde, endlich erschöpften sich die Vorräthe im Gemeindehause, der Obstreger viel minder dicht und hörte zum Schluß ganz auf. Da kam ein Knabe gelaufen — es war Borechel Schlemiehl — der die ganze Herrlichkeit versäumt hatte, er konnte keine einzige Nuß, keinen einzigen Aepfel mehr erhaschen; die Leute die sich entfernten, lachten ihn aus, und Sawiele Stuffer sagte: da kommt wieder heraus, wenn es Gold regnet, sitzt der Schlemiehl unter dem Dach. Golde, die auf dem Dorfe erzogen, noch nie einen „Simchsthora“ (Tag der Geseßfreude) in der „Gasse“ mit angesehen, belustigte das Schauspiel sehr, Raphael aber schien von einer großen Angst erlöst, als sie sich von dem Plage entfernten, bei jedem Wurf, der aus dem Fenster heruntersam, bog er, obwohl ziemlich entfernt von dem Ort, wo der frucht- und genießbare Regen niederfiel, den Kopf auf die Seite, denn er meinte nicht anders, als daß er von einem großen Aepfel getroffen und erschlagen werden müsse. In jedem Aepfel, in jeder Nuß sah er ein Todesgeschöß, bestimmt, ihm die Seele auszublasen — und die Leute sagten: Fohle macht sich entweder kindisch, um seine Braut zu belustigen, oder er stellt sich „tamiß“ (tölpelhaft), weil er kein Bräutigam sein will.

Man saß wieder bei der Mittagstafel, ganz in derselben Ordnung wie gestern, leider auch unter demselben Bann, der die Fröhlichkeit der kleinen Tischgesellschaft, die dem Genuß und Frohsinn willig sich hingeeben hätte, in so unangenehmer Weise beeinträchtigte. Wieder kamen Geschenke, wieder half Golde dieselbe abnehmen, wieder zeigte Raphael keine Lust zu essen, wieder fragte der Vater, drang in ihn die Amme, entschuldigte die Mutter, wunderte sich der Mandar und bemitleidete ihn die Braut.

Dem Mandar gefiel die Verschlossenheit des jungen Mannes heute noch viel weniger als gestern. Er wollte gestern in der ersten Aufwallung des Unmuthes nicht gleich den Stab brechen über den sonst unbescholtenen Raphael, er hielt dessen Schweigsamkeit, Theilnahmslosigkeit, überhaupt dessen räthselhaftes Benehmen anfänglich für jugendliche Verschämtheit, dann für eine Art Laune und jugendlichen Uebermuth, der sich durch das andere Extrem des Uebermuthes ausdrückte. Heute aber, wo sich das wiederholte, was ihm gestern die Seele mit Unmuth erfüllt hatte, jetzt, da er bemerken konnte, daß das wunderliche Gebahren des jungen Mannes mehr als eine vorübergehende Laune sei, und demselben ein Tieferes zu Grunde liegen müsse, heute ärgerte er sich, und ward selber mißmuthig und wortkarg. Als Mann von Erfahrung beherrschte er sich aber noch so

weit, um seinen Born im Innern zurückzuhalten; bei sich dachte er wohl, daß aus der Parthie nichts werden wird, und daß mit der morgigen Rückfahrt seine Tochter aufhören werde, Braut zu sein; er sprach es aber noch nicht aus, sondern schluckte seinen Aerger in sich hinab.

Und sie? die Braut selbst? Golde war von dem Benehmen des Bräutigams nicht minder überrascht, als ihr Vater; sie hatte die schmerzliche Wahrnehmung gemacht, daß er es absichtlich vermeide, mit ihr allein zu bleiben, es schien ihr klar, daß sich zwischen sie und ihn ein Dritter gestellt habe, der eine herzliche Verständigung, wie sie dieselbe erwartet, mit aller Macht zu hindern suche. Darin hatte sie sich auch nicht geirrt, es stand Jemand zwischen ihnen — der Todesgedanke. In ihrem Charakter lag neben großer Entschlossenheit große Ruhe, neben dem Streben nach Klarheit über die sie angehenden Verhältnisse eine Art philosophischen Gleichmuthes, welcher mit Geduld die Dinge an sich herankommen läßt, und ihnen scharf ins Auge blickt.

Zwei Entschlüsse wurden bei Tische gefaßt.

Der Randar sagte sich im Stillen: Morgen zu Gesund red' ich mit Reb Simche. — Morgen red' ich mit Fohl — sagte im Stillen sich die Braut.

Das Zusprechen begann wieder. Noch zahlreicher als gestern stellten sich die Besuchenden ein, und die Lust und Laune war heute um so größer, denn es war ja der Tag der Geseßesfreunde. Heute war auch der Witzkopf der Gemeinde, Gawriele Stuffer, erschienen, und wo der erscheint, fehlt es nicht an Späßen und komischen Einfällen. Er ließ denn auch seine Witzrauten aufsteigen; Alles lachte, nur einer schwieg, er hatte das Lachen verlernt, und die Leute sagten sich: Fohl versteht entweder keinen Witz mehr, oder er hat ein „Neder“ (Gelübde) gethan, nicht zu lachen. Die Mutter Raphael's sah es wohl, daß das Benehmen des Sohnes allgemein mit Staunen aufgenommen werde, sie trat leise an ihn heran und raunte ihm ins Ohr: Fohl-Leben! sei doch lustig, die ganze Welt thut sich unterhalten, und du fisezt da wie wenn du nicht „zwei“ zählen könntest. Er aber erwiderte ihr: was nugt mir all' die Lustigkeit, wenn ich das Jahr nicht auslebe! Betrübt ging die Mutter von ihm und schenkte Wein in die leeren Gläser und verehrte den Gästen von den auf dem Tische stehenden köstlichen Speisen und Bäckereien.

Gawriele Stuffer, der eben ein Stück Truthahn von einer Schüssel genommen hatte, sagte: so oft ich „Janesch“ (Truthahn) ess' oder seh', muß ich lachen, weil ich mich dabei an eine lustige Geschichte ermahne, die ich meinem Weibe kurze Zeit nach der Hochzeit angestellt habe.

Alles drängte sich an ihm heran und forderten ihn auf, die lustige Geschichte zum Besten zu geben, und er erzählte wie folgt:

— Wie ich zu Gutem hab Hochzeit gehabt mit mein Beleh bis hundert Jahr, haben wir uns in der ersten Neu doch gerne gehabt, wie das bei ein' jung Paarl ist. Und wie man da, weil man noch nicht Sorg hat und noch nicht ernsthaft denkt, öfters Narreschkeiten redet, haben wir zwei, ich und mein Beleh oftmals mit einander gestritten, wer von uns zwei den Andern mehr gern hat. Ich hab gesagt, ich hab sie lieber wie sie mich — und sie hat wiederum gesagt, sie hat mich lieber wie ich sie — und so ist das in Einem fort gegangen. Wenn mir der Kopf hat weh gethan, hat sie gleich gesagt, sie kann nichts essen, und änder als mir soll der Kopf weh thun, will sie lieber sterben. Das hat mich stußig gemacht; denn, die Wahrheit zu sagen, änder als ich sterben sollte, möchte mein Beleh schon ein Bissel Kopfweh haben können. Nun hab ich mir gedacht, ich will doch sehen, ob das was sie sagt wirklich Ernst ist, oder nur Weiberred', und ich hab mich davon überzeugen wollen. Zu jener Zeit, ich bin zwar kein reicher Mann gewesen, aber wir haben nicht viel gebraucht

und ich hab damals auch noch auf „Simchesthora“ mein „Janesch“ gefüttert, sag ich einmal früh Morgen zu mein Beleh, der Kopf thut mir so weh, ich kann nicht aufstehn, ich werd' im Bett bleiben. Nun hat sich mit ihr was gethan, und weh, daß sie das erlebt hat, und daß ihr das muß zukommen, daß ich soll krank sein, und wenn unser Herrgott nur lieber sie krank sein ließ, und wieder die alte Geschichte, änder daß mir was geschehen soll, möcht sie lieber sterben. — Ich denk' mir bei mir: schon gut! wir werden schon sehen, wie weit das geht. Ich bleib ruhig im Bett liegen, und nur von Zeit zu Zeit lass' ich einen schweren Seufzer, daß sie gemeint hat, es ist meine letzte Minut', und bei jedem Seufzer, hat sie große „Wehiges“ gethan (sehr geweint) und alleweil dieselbe Red' wiederholt. So ist der ganze Tag vergangen, ich hab nichts gegessen wie lautere Supp, daß mir der Magen geklapert hat, aber was hätt' ich thun sollen? ich hab sie einmal wollen auf die Prob' stellen, hab ich müssen Hunger leiden. Wie es spät Abend geworden und im Stubel finster geworden ist, sag' ich zu ihr: Mein Kind, ich werd' heut die Nacht nicht überleben, ich spür's, daß es mit mir aus ist. Sei so gut, und geh nach dem Doktor! Da hat sie angefangen ein Sammergeschrei zu erheben und ist fortgegangen nach dem Doktor. Wie sie fort ist, steh ich auf, geh über den Kasten, nehm' die „Hawdohle“ (gestochene Wachslichter) heraus und zerschneid die Hawdohle auf lauter einzelne Lichtel. Dann geh ich hinaus über die Hühner- und Gänse-Steig und kleb dem Janesch die Lichtel an, und sperr die Steig wieder zu. Dann geh ich hin und nehm ein Töpfel „Hirich“ (Hirse) und streu ihn von der Steig aus fort und fort bis zum Bett von mein Weib. Während ich das mach', kommt das Madel heim, was wir in Dienst gehabt haben, und ich sag ihr: Franziska! hör zu, heut um zwölf Uhr bei Nacht wirst du draußen die Steig aufmachen, da wirst du sehen, wie der „Janesch“ aufgepußt ist, da nimmst du ein Licht und zündst alle die Lichtel an, die Steig lass' offen und die Stubenthür auch und dann legst dich wieder nieder, aber still und ohne Geräusch, daß mein Weib nichts davon hört. Ich hab mich auf das Madel verlassen können, denn sie war kein „Chamer“ (Esel). Wie das vorbei war, leg ich mich wieder in mein Bett, und wie mein Weib mit den Doktor kommt, fang ich wieder schwer an zu seufzen. Der Doktor kommt zu mein Bett, greift mir an den Kopf und sagt: der Kopf hat keine Hiz — er greift mir an den Puls und sagt: der Puls geht ganz ruhig und regelmäßig — ich soll ihm sagen was mir eigentlich fehlt. — Für was sind denn Sie ein Doktor? — frag ich ihn — wenn sie das nicht selber wissen, und dreh mich erzürnt auf die andere Seit' herum. Beleh fragt den Doktor, wie es mit mir sieht, und er sagt ihr, es ist nicht so arg wie sie gesagt hat, und sie soll nur ruhig sein. Wie der Doktor fort ist, dreh' ich mich wieder herum und sag: die Doktoren verstehen eine Kränk! ich spür's, ich werd die Nacht nicht ausleben, und lass' immer nur schwere Seufzer. Beleh ist außer sich und weiß nicht was sie thun soll. Es wird immer später und später. Bis gegen elfe laß ich sie so herumzappeln, dann aber sag ich: Weist du mein Kind, jezt fühl ich mich etwas leichter, das Kopfweh laßt schon nach, ich werd' ein bissele einschlafen, und du mein Kind geh dich auch legen. Erst will sie nicht, und schwört tausend „Schwues“ (Eide), sie legt sich heut' in kein Bett, sie will die ganze Nacht bei mir aufbleiben. Wart nur — denk ich mir — das wollen wir gleich sehen. Ich dreh mich herum, lieg ganz ruhig. Gegen halber Zwölfe fang ich aber so an zu schnarchen, wie wenn' ich im tiefsten Schlaf liegen möcht. Wie sie das hört, sagt sie, Gott sei Dank, daß er nur schläft und fangt an sich auszuziehen, endlich liegt sie im Bett. Auf einmal wie sie da einige Zeit liegt, ein paar Minuten nach Zwölfe, kommt mein Janesch mit den angezündeten Lichteln von der Küche in die Stube herein und

geht langsam vorwärts auf dem Weg, den ich ihm mit den „Hirsch“ (Hirze) bestreut hab. Wie mein Weib das sieht, meint sie nicht anders, als wie der „Malechamowes“ (Todesengel) kommt schon und will mir die Seele ausblajen. Sie liegt still und traut sich nicht zu rühren. Wie sie aber sieht, daß der „Malechamowes“ zu ihrem Bett anstatt zu meinem geht, ruft sie staat (leise): Er ist im Irrthum. Dort liegt er! dort liegt er! Wie aber der „Malechamowes“ auf ihre Red' nichts giebt und nur immer weiter und weiter gegen ihr Bett vorwärts geht, meint sie, er hört schwer und schreit „bekol rom“ (mit erhobener Stimme): dort liegt er! — Seht mach' ich, wie wenn ich von dem Schrei aufgewacht wär und frag: Beleh! was schreist du? — Der „Malechamowes“ ist schon da — sagt sie — er kommt leider schon dich zu „schachten“ (schlachten). Das wird er nicht erleben — sag ich — daß der „Janesch“ mich schachten wird, ander wird der Schlächter ihn schachten. Dabei spring ich frisch und gesund aus dem Bett heraus und blas dem Janesch alle Lichtel aus. Der „Janesch“ ist das gewesen? fragt Beleh jetzt und ich sag: Ja, eine Kränk auf dir, ich hab dir nur wollen weisen, wie gern du mich hast. — Seit jener Zeit haben wir über unser Vornhaben nicht mehr miteinander gestritten.

(Fortsetzung folgt.)

Pester israelitische Lokal-Statistik.

Traungen. Im Tempel.

4. Juni. Hr. Sigmund Hellfinger mit Fr. Rosa Poliger, Hr. Josef Weil mit Fräulein Fanni Weiss. 6. Juni. Hr. Adolf Hatschel mit Fr. Dianore Deutsch. 8. Juni. Hr. Wilh. Steinberg mit Fr. Rosa Kürst.

In der Synagoge.

4. Juni. Hr. Martin Frank mit Fr. Reg. Glüd, Hr. Wilh. Sonnensfeld mit Fr. Bertha Weiss. 5. Juni. Hr. Sigm. Singer mit Fr. Helene Neumann. 6. Juni. Hr. Ad. Koris mit Fr. Rosalie Salzberger. 7. Juni. Hr. Ad. Kaschner mit Fr. Johanna Neuwelt.

Briefkasten der Redaktion.

Der Bericht über die Jubiläumfeier des Hrn Gem.-Cassier Singer ist uns für diese Nummer zu spät zugekommen.

Hrn B. in Berlin: Wir bitten um die Fortsetzung.

Hrn D. in B.: Ihre Berichte werden erwartet.

Ehrv. Hrn. Rabb. Dr. L. K. in L: Mit Vergnügen.

Briefkasten der Administration.

Herrn L. Fleischmann Hauptschullehrer in Eiwonowiß (Mähren): Neue Abonnenten können nur mit Anfang eines neuen Quartals angenommen werden. Wollen Sie noch 70 kr. einjenden, so erhalten Sie die Wochenschrift bis Ende dieses Jahres.

Berichtigung.

In dem Aufsatze „was die Statistik von den Juden erzählt“ haben sich mehrere sinnentstellende Fehler eingeschlichen, die allerdings zumeist auf das ungarische Original zurückzuführen sind. Wir berichtigen hier die wichtigsten:

§. 171 dies. Bl., 1. Spalte 3. 28 v. oben ist statt 10,000 katholischen, zu lesen: 10,000 männlichen katholischen.

§. 171, 1. Spalte 3. 30 v. o. statt 402, 420 und §. 171 2. Spalte statt „erwachsenen Katholiken“ — „erwachsenen männlichen Katholiken.“

INSERATE.

Konkurs.

In der hierortigen isr. Religionsgemeinde ist die Stelle eines שוחט ובודק, der zugleich Vorbeter und קורא sein muß, zu besetzen.

Mit dieser Stelle ist außer den üblichen bedeutenden Emolumenten ein fixer Jahresgehalt von 400 Gulden ö. W. und freie Wohnung verbunden.

Hierauf Reflectirende wollen ihre diesbezüglichen mit authentischen Belegen über Befähigung, religiös-moralischen Lebenswandel, Stand und Alter versehenen Kompetenzgesuche bis 1. Juli l. J. portofrei an den gefertigten Vorstand einjenden.

Dem Acceptirten, der diese Stelle längstens am 15. August d. J. anzutreten gehalten ist, werden die Reisekosten vergütet.

Segebin, im Mai 1871.

Der isr. Gemeindevorstand

E. Ganzfried Jakob Reizer.
Notär. 33—3—3

Mit dem Beginne des nächsten Schuljahres werden an unserer Schule vacant:

1. Die Stelle eines Hauptschullehrers, der in den höhern Klassen Verwendung finden soll. Gehalt 500 fl.

2. Die Stelle eines Hauptschullehrers, der zugleich als Kantor und בעל קורא bei der Gemeinde fungiren soll. Erwünscht wäre es, wenn derselbe im Nothfalle שוחט ובודק sein könnte und in der Lage wäre, noch vor den großen Feiertagen die Stelle antreten zu können. Probevortrag wird gewünscht, doch werden Reisekosten nur dem Acceptirten ersetzt. Gehalt 600 fl.

Geeignete Bewerber wollen ihre Zeugnisse bis Ende Juni a. c. uns einjenden.

Alsó-Kubin, den 12. Mai 1871.

Schul- und Gemeindevorstand

der auton. isr. Gemeinde. 34—3—3

Ein junger Mann, der im Stande ist, im Hebräischen, Deutschen und Ungarischen gründlichen Unterricht zu erteilen, wünscht eine Anstellung als

Hauslehrer

und würde unter Umständen eine solche auch auf dem Lande annehmen.

Adressen sind zu richten unter W. M. an die Redaktion dieses Blattes. 36—1

Die Buchdruckerei und Lithografie

von 11—*

Kunusy & Réthy

in Pest,

Ecke der Hoch- u. Wäitznerstrasse Nr. 9
empfeht sich zur schnellsten und correctesten Anfertigung
 aller Arten

Werke, Zeitschriften und sonstigen Drucksorten
 in jeder Sprache (auch hebräisch)

zu den billigsten Preisen.

Bestellungen aus der Provinz werden schnellstens ausgeführt.